Nr. 54. 41. Jahrgang. Abend-Ausgabe Dienstag, 30. Januar 1912

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Wahlprüfungen.

In wenigen Tagen wird der neugewählte Reichstag zusammentreten, und dann wird eine seiner ersten Aufgaben sein: sich mit den Wahlprotesten zu befassen, die Prüfung der beanstandeten Wahlen vorzunehmen. Diese Aufgabe ist dem Reichstage im Artikel 27 der Reichsverfassung zugewiesen, wo es heißt: „Der Reichstag prüft die Legitimation seiner Mitglieder und entscheidet darüber". Der Reichstag ist in dieser Entscheidung über die Gültigkeit der Wahlen völlig souverän. Weder der Bundesrat noch der Kaiser haben das Recht, ihm hier hereinzureden, ihm Direktiven zu geben oder irgendwie bei der Entscheidung mitzuwirken. Erklärt der Reichstag ein Mandat für gültig, so hat es bei diesem Spruch sein Bewenden. Erklärt er es für ungültig, so ist die Wahl kassiert; der Abgeordnete scheidet dann unweigerlich aus den Reihen der Parlamentsmitglieder aus.

Daß der Reichstag bei Vornahme der Wahlprüfungen bisher gut gearbeitet hätte, kann im Ernste niemand behaupten. Es ist ein offenes Geheimnis, daß er sein Verdikt oft nicht nach dem Recht gefällt hat, daß vielmehr nach Haß und Gunst der Parteien entschieden worden ist. Im November 1906 wurde der damaligen Reichstagsmajorität der schlimme Vorwurf gemacht, daß sie sich bei ihren Abstimmungen über die Gültigkeit von Wahlen nicht von sachlichen, sondern allein von egoistisch-politischen Gründen leiten lasse, und im April vorigen Jahres hielt ein Abgeordneter den damaligen Mehrheitsparteien vor, sie hätten „eine Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit für wurmstichige Mandate gegründet". Daß solche unerfreuliche Vorgänge im Reichstage möglich waren und sich immer wieder abspielen konnten, ist im Grunde nicht allzu verwunderlich. Denn bei der Prüfung bestrittener Wahlen durch den Reichstag liegt die Gefahr in greifbarer Nähe, daß die Entscheidung über den Streit zu einer Parteifrage wird.

Um diesem Uebelstand abzuhelfen, ist wiederholt der Wunsch laut geworden, dem Reichstag die Befugnis zur Vornahme der Wahlprüfungen zu nehmen und sie einem außerhalb des Parteigetriebes stehenden Gerichtshof zu übertragen — sei es dem Reichsgericht, als dem höchsten ordentlichen Gerichtshofe des Landes, oder einem besonderen Reichsverwaltungsgericht. In der Tat sprechen wichtige Gründe für eine solche Maßnahme. In verschiedenen Kulturstaaten hat man das längst erkannt und die Konsequenzen daraus gezogen. Vor allem ist hier auf England zu verweisen. Das mächtigste, auf die Wahrung seiner Privilegien auch gegenüber der richterlichen Gewalt eifersüchtigste Parlament der Welt hat bereits im Jahre 1868 ein Gesetz — die Election Petitions Act — erlassen, in dem die Entscheidung über bestrittene Wahlen zwei Mitgliedern des hohen Justizhofs in London überwiesen worden ist. Vorzügliche Erfahrungen hat man sodann mit der Uebertragung der Wahlprüfungen an ein unabhängiges Gericht gerade jetzt erst in Elsaß-Lothringen gemacht. In kürzester Frist hat dort das Kolmarer Oberlandesgericht die Wahlprüfungen erledigt und völlig objektiv — freilich nicht nach den Wünschen des Klerikalismus — über die Proteste entschieden.

Indessen, die Uebertragung der Wahlprüfungen an einen Gerichtshof würde eine Beschränkung der Rechte des Reichstags bedeuten. Die Rechte des Reichstags sind aber bei uns nicht so stark, daß man ihrer Abschwächung leichten Herzens das Wort reden könnte. Es kommt noch ein anderes hinzu: Gerade die Vornahme der Wahlprüfungen gibt dem Reichstag Gelegenheit, einen tiefen Einblick in die Praxis der Verwaltungsbehörden zu tun, diese namentlich bei der Handhabung des Vereins- und Versammlungsrechts zu kontrollieren. Eine solche Kontrolle aber ist für den Reichstag und für die ganze Nation von höchstem Werte. Sie darf deshalb dem Reichstage keinesfalls verkürzt werden.

Doch die Frage, ob das Wahlprüfungsrecht dem Reichstag zu entziehen und einem Wahlprüfungsgerichtshofe zu übertragen sei, steht heute nicht zur Diskussion. Worauf es jetzt ankommt, ist, daß der Reichstag von der Befugnis, die ihm zusteht, einen besseren und gerechteren Gebrauch macht als bisher, daß er bei Vornahme der Wahlprüfungen ausschließlich nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit verfährt. Das ist er seiner eigenen Würde und ist er nicht minder dem deutschen Volke schuldig. Der Reichstag selber hat das größte Interesse daran, daß sein Ansehen intakt erhalten bleibt, daß ihm nicht der Vorwurf der Parteilichkeit, der Rechtsbeugung gemacht werden kann. Das deutsche Volk aber darf verlangen, daß der bei den Wahlen von ihm zum Ausdruck gebrachte Wille klar und unverfälscht zur Geltung gebracht wird, daß unweigerlich und ohne Rücksicht auf politische Gesichtspunkte und Erwägungen diejenigen Wahlen kassiert werden, die durch Beeinträchtigung der gesetzlich garantierten Wahlfreiheit zustande gekommen sind.

Noch auf eins ist schließlich hinzuweisen, auf die unerquickliche Tatsache, daß das Wahlprüfungsverfahren sich bisher ganz unglaublich in die Länge gezogen hat. In den Fällen, in denen die „Vornahme von Erhebungen" beschlossen wurde, fiel die Entscheidung über die Gültigkeit oder Ungültigkeit eines Mandats oft erst nach Jahren. Jahrelang konnte ein Abgeordneter, dessen Wahl mit guten Gründen angefochten war, ja, der vielleicht sein Mandat den schlimmsten Wahlfälschungen verdankte, einen Platz im Parlament einnehmen, und bei den wichtigsten Gesetzen seine Stimme mit in die Wagschale werfen. Das muß unter allen Umständen anders werden. Hier muß der Reichstag in Zukunft weit schneller arbeiten als bisher. Der alte Fritz, dessen Andenken in diesen Tagen überall aufgefrischt worden ist, hat wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt, den im damaligen Gerichtsverfahren herrschenden Schlendrian mit aller Macht bekämpft und die rascheste Erledigung der Prozeßsachen seinen Richtern zur strengen Pflicht gemacht. Der Reichstag und seine Wahlprüfungskommission mögen sich an den großen König zum Vorbild nehmen. Sie mögen von dem schleppenden Gang des Wahlprüfungsverfahrens endlich ablassen und auf die schleunigste Erledigung der Prüfungen ernstlich bedacht sein.

Landrichter a. D. **Ernst Mumm.**

*

Der Dank des Siegers von Philippi.

Fürst Bülow an seine Gratulanten.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Hamburg, 30. Januar.

Der „Hamburgische Korrespondent" wird in seiner heutigen Abendausgabe folgende **Kundgebung des Fürsten Bülow aus Rom** veröffentlichen:

„Anläßlich der Wahlen sind mir aus nationalgesinnten Kreisen zahlreiche Zuschriften und Telegramme zugegangen, in denen sich nicht nur persönliche Anhänglichkeit ausdrückt, sondern auch die Ueberzeugung, daß ich in meiner politischen Tätigkeit das angestrebt habe, was für eine gesunde Fortentwickelung des deutschen Volkes und somit für die Macht und Ehre des Reiches, für die wahren und dauernden Interessen von Kaiser und Reich förderlich waren. Solche Zeugnisse erfüllen mich mit Genugtuung und mit dem Gefühl des Dankes für alle diejenigen, die mir auf dem Boden gemeinsamer Liebe zum Vaterlande ein freundliches Andenken bewahren. Diese Kundgebungen einzeln zu beantworten, ist mir nicht möglich, so bitte ich denn, meinen Dank auf diesem Wege entgegenzunehmen."

Die Zukunft der portugiesischen Kolonien.

Unterredung mit Graf Penha Garcia.

Graf de Penha Garcia, der ehemalige portugiesische Minister und Präsident der portugiesischen Kammer der Abgeordneten, weilte in den letzten Tagen in Berlin, wo er, wie wir berichteten, auf Einladung der Kolonialgesellschaft in Anwesenheit der leitenden Persönlichkeiten des Reichskolonialamts einen Vortrag über den portugiesischen Kolonialbesitz in Afrika hielt. Portugiesisch-Afrika hat in den letzten Wochen die englische Presse in ungewöhnlicher Weise beschäftigt. Wiederholt ist in den letzten Tagen eine Liquidierung des portugiesischen Kolonialbesitzes in Afrika, an der auch Deutschland teilnehmen wollte, von englischer Seite erörtert worden. Die portugiesische Gesandtschaft in Berlin hat sich beeilt, den Gerüchten von einer bevorstehenden Abtretung Angolas an Deutschland mit einem Dementi entgegenzutreten. Es mag dahingestellt bleiben, ob dieses Dementi auch für alle Zukunft bindend erscheint. Graf Penha Garcia hat in seinen Vorträgen auch die wirtschaftliche Zukunft der portugiesischen Kolonien in Afrika behandelt. Der Minister hatte nun die Liebenswürdigkeit, unserem L. L.-Mitarbeiter in einer Unterredung Mitteilungen über die politische Seite dieser Frage zu machen, die wir in Folgendem wiedergeben. Mit großer Lebendigkeit und jenem Temperament, das nur die innerlichste Anteilnahme gibt, vertritt Graf Penha Garcia, eine schlanke, elegante Erscheinung von etwa 45 Jahren, seine Ideen.

Die Unterhaltung knüpfte an einen in der englischen Wochenschrift „Spectator" erschienenen Artikel über die Aufteilung Portugiesisch-Afrikas an und wandte sich dann zunächst dem Ziel und Zweck der Reise des Ministers zu.

„Meine Vorträge," erklärte Graf Penha Garcia, „verfolgen keinen anderen Zweck, als die kolonialen Kreise Deutschlands, Frankreichs, Belgiens und Englands mit der Bedeutung unseres Kolonialbesitzes in Afrika und der kolonialen Arbeit Portugals in den letzten dreißig Jahren und ihren Ergebnissen vertraut zu machen. Ganz im Gegensatz zu gewissen, noch in jüngster Zeit verschiedentlich erschienenen, ungerechtfertigten Veröffentlichungen sind die Resultate für die Entwickelung des Handels aller Nationen außerordentlich günstig gewesen. Ich habe mich ganz für meine eigene Person in den Dienst dieser Idee gestellt und meine Vorträge bereits in Bordeaux, Hamburg und hier gehalten. Ich verlasse heute Berlin, um mich zunächst nach Brüssel, von da nach Paris und vielleicht London zu begeben."

„Haben Exzellenz nicht während Ihres Berliner Aufenthalts mit unseren **amtlichen kolonialen Kreisen** Fühlung genommen?"

„Ja, man hat mir hier den liebenswürdigsten Empfang bereitet, und ich habe auch Gelegenheit gehabt, über deutsch-portugiesische Fragen Unterredungen zu pflegen. Sie haben sich auf keine Besitzveränderungen, sondern nur auf kolonial-technische und wirtschaftliche Aufgaben bezogen. Namentlich der Zolltarif für Angola und die Eingeborenen- und Arbeiterfrage in den an deutsches Kolonialgebiet grenzenden Gegenden ist hierbei erörtert worden. In Deutschland wünscht man Erleichterungen vor allem für den Handel

Schmids Marionettentheater.

Von [Nachdruck verboten.]

Gustav Meyrink.

In den Anlagen an der Blumenstraße in München steht ein winziges Theaterchen, im Stil der zwanziger Jahre gebaut. Ein Stück Alt-München ist wie in einem Spinnennetz drin eingefangen. Bankreihen ohne Lehnen, ein Bühnenausschnitt von einem Meter im Geviert. Ein „Foyer" für Liliputaner mit ovalen, gemalten altmodischen Blumenkränzen, die geheimnisvolles Gitterwerk umrahmen. Und eine Garderobe so zwergenhaft, daß selbst ein Hirschkäfer Mühe hätte, darin abzulegen.

Aus richtigem Pietätsgefühl heraus hat der Münchener Magistrat vor zwölf Jahren dem Marionettenspieler Schmid (heute „ein Greis von 90 Jahren) dieses Theater von Professor Theodor Fischer bauen lassen.

Länger als ein halbes Jahrhundert läßt Großvater Schmid Woche für Woche seine Puppen tanzen — da und dort — und seine Tochter hilft ihm dabei. Poetische Stücke: Dornröschen, Aschenbrödel, Dr. Faust, Kasperl im Zauberland und ein Dutzend andere. Und immer kommt der Kasperl drin von und siegt dank anererbter bayrisch geradliniger Schlauheit über die Ränke der Hölle. Nie verläßt ihn sein durch rechtzeitigen Biergenuß gestählter Mut, und selbst der Anblick des Teufels entlockt ihm schlimmstenfalls ein herzhaftes „Oha". Lindwürmer, und seien sie noch so wutentbrannt, begrüßt er mit erstauntem „Ja, was wär denn jetzt dös?"

Es sind Kindervorstellungen durchweg. Aber den Erwachsenen muten sie an wie seltsame lavendelhafte Kunst. Tritt man ein und sieht den Greis in seinen altmodischen Kleidern freundlich und gelassen am Eingang stehen, so ist es, als tauche man hinein in eine vergangene, halbvergessene Zeit, deren Stimme aus weiter Ferne durch stille Luft zu uns herüberdringt. Und eine Stunde später, wenn man wieder hinauseilt in das pavierene Zeitalter mit seiner kommißhaften Hast und seinen oberlehrerlichen Erkenntnis-Sandbänken, wo selbst der Stadthund sich einen Beruf einbildet und, statt wie ehedem stundenlang sinnenfreudig den Gehstein zu umkreisen, nur mehr pflichtverdrossen flüchtig das Bein hebt und dabei neurasthenisch zerstreut ins Weite späht: da sieht man unwillkürlich auf die Uhr, ob sie nicht ein Jahrhundert lang stehen geblieben ist.

Es ist eine eigentümliche Sache um Marionetten und um die Menschen, die beständig mit ihnen zu tun haben. Man möchte fast glauben, daß die Holzpuppen etwas von der Seele ihres Herrn an sich ziehen, um daran heimlich zu meißeln. So, wie Haustiere den Menschen, die täglich mit ihnen zusammen sind, eine kuriose Aehnlichkeit aufprägen, als wären sie die geistig Stärkeren, so formen die todesstarren Puppen mit ihren ewig stillstehenden Herzen langsam und sicher die Züge ihres Herrn und Meisters nach ihren eigenen um.

Sie wissen, daß jede Bewegung, die sie tun, eine Wirkung der dünnen, unwahrnehmbaren Schnüre ist, die Er zupft; — das, was sie reden, von Seiner Stimme kommt. Und mit den Jahren, in denen Er, der Meister, sie schnitzt, ihnen seinen Odem einbläst, sie anfleidet, sie leben heißt und wieder schlafen schickt, wird auch sein ganzes Wesen durchtränkt von dem dunkeln Gefühl: „Was, wenn ich selbst nichts anderes wäre, als eine Marionette!"

Die Marionettenspieler werden alt. Aelter als Menschen sonst zu werden pflegen. Großvater Schmid ist am 29. Januar neunzig Jahre alt geworden und sieht aus, als gedenke er, wie sein „Kasperl", den Tod noch sehr, sehr lange hinters Licht zu führen.

Man hat in neuerer Zeit versucht, das Puppenspiel künstlerisch zu „heben". Ignatius Taschner hat Figuren geschnitzt, so wundervoll, daß es nicht möglich ist, sie zu beschreiben. — Von Richard Teschner, einem Prager Künstler, gar nicht zu reden. — Jetzt mimen diese armen Puppen einen „literarischen" Quark, daß der Stich einer Schlafkrankheitsfliege dagegen wie ein Belebungsmittel wirkt. . . . .

Und es wird noch schlimmer kommen. Der beliebte deutsche Belehrungs- und Entgötterungsprozeß wird wachsen. Wird nicht eher enden, bevor nicht irgendein herzhafter Junge den letzten „Professor Unrat" mit der Hacke erschlagen hat.

Auf wahrhaft künstlerischer Basis heute ein neues Marionettenschauspiel schaffen, für den modernen, feinen Menschen, das heißt: Holzpuppen, die in ihrer Welt leben (nicht in Menschenwelt) in Szenen außerhalb unserer Existenzsphäre setzen. Sie beispielsweise in einer Halbkugel als Bühne spielen lassen, in der die Gegenden, die Pflanzen und Dinge so traumhaft phantastisch zerzogen sind, wie das eben der Hohlspiegel zeigt.

Aber keine Furcht, Mann mit dem Vollbart und dem Jägerhemd! Die „Realität" wird siegen. Die Realität, von der sämtliche echten Philosophen bewiesen haben, daß sie das einzig — Unwirkliche ist. Schon liegt ein Grunzen in der Luft: „Traun fürwahr" was gibt es besseres, als durch das Marionettenspiel „belehrende" Kunst der Jugend vorzustellen! — Ideale lebendig aufs Auge wirken zu lassen, die den Menschen (sehim) bessern — — —"

Jawohl, Ideale! — Schon Stirner hat ihnen die Maske von der Fratze gerissen — — —

Meister und Schüler.

Von

Dr. Leopold Schmidt.

Das Wort „Meister" ist vom Handwerk entlehnt. Man sollte ihm, auch wenn von der Kunst die Rede, keinen anderen als den schlichten Sinn geben, den es ursprünglich gehabt hat. Ein Künstler ist Meister, wenn er das Handwerk seiner Kunst beherrscht, und man braucht dabei nicht immer an die großen Männer einer Nation zu denken, denen wir mit Vorliebe diesen Namen zubilligen. Meistern ihrer Fächer begegnet man in den Konzerten auf Schritt und Tritt. So ist Alexander Chessin ein Meister des Taktstockes. Als Russe führt er uns ausschließlich die Musik seiner Landsleute vor, was auf die Dauer etwas eintönig wird. Borodins zweite Symphonie hat immerhin Bedeutung; aber Orchesterstücke wie Vorspiel und Persischer Tanz aus der Oper „Chowantschina" von Moussorgsky haben ihren Reiz einigermaßen eingebüßt, da sie mit ziemlich verbrauchten Mitteln der Koloristik und nationaler Eigenart arbeiten. Chessin führte die Philharmoniker wieder sicher und ruhig, vollkommen Herr dessen, was er zum Ausdruck bringen will.

Ein merkwürdiges Beispiel dafür, wie wenig das äußere Bild eines Dirigenten auf seine Bedeutung schließen läßt, bietet Siegmund v. Hausegger. Man darf die stereotypen, unruhig fuchtelnden Armbewegungen nicht beachten, will man in seinem Genusse nicht gestört sein. Schade ist es aber doch, daß ein so vortrefflicher Orchesterpädagoge und temperamentvoller Musiker sich nicht mehr in der Gewalt hat. Das Blüthner-Orchester spielte am fünften der von ihm geleiteten Abonnementsabende wieder ausgezeichnet, war präzis und sauber und entfaltete eine ungewohnte Fülle des Wohllauts. Klar und geistvoll war Max Regers interessante Lustspielouvertüre gestaltet, voll Poesie die Wiedergabe von Strauß' „Tod und Verklärung". Mit dem Idealismus, den wir an ihm lieben, setzte sich Hausegger ferner für eine Novität ein. Hermann Bischoffs zweite Symphonie in D-moll ist durchaus gesunde, klangfrohe Musik, organisch gebildet und von festen Umrissen, eine Musik, die ernstes Wollen und großes Können verrät. Um ihres Adagios willen ist sie bemerkenswert. Da spürt man eine Wärme, die moderne Musik nur zu oft vermissen läßt; auch die Form weicht vom Herkömmlichen